

Sprache, Denken, praktische Begriffe

Überlegungen zur Frage nach der Sprachabhängigkeit des Denkens und Handelns

CHRISTOPH DEMMERLING

Thema dieses Aufsatzes ist die alte philosophische Frage nach dem Verhältnis von Sprache und Denken bzw. von Sprache und Gedanken. Ich setze mich mit der Behauptung auseinander, dass das Haben von Gedanken und das Verfügen über Begriffe davon abhängt, eine Sprache gebrauchen und verstehen zu können. In Anlehnung an einen heute üblichen Sprachgebrauch bezeichne ich diese Position als Lingualismus. Begriffe spielen eine besondere Rolle im Zusammenhang mit dem Lingualismus, da Begriffe als die maßgeblichen Bestandteile des Denkens oder von Gedanken angesehen werden. Die Frage nach dem Verhältnis von Sprechen und Denken lässt sich folglich nur dann auf zufriedenstellende Weise beantworten, wenn gleichzeitig Klarheit über das Verhältnis von Sprache und Begriff hergestellt wird. Sollte für das Verfügen über einen Begriff das Verfügen über eine Sprache vorausgesetzt werden müssen, lässt sich der Nachweis, dass Denken oder Gedanken von der Sprache unabhängig sein können, nur schwerlich führen. Meine These lautet, dass sich verschiedene Typen von Begriffen voneinander unterscheiden lassen, darunter solche, die keine Sprache voraussetzen, jedenfalls nicht in einem direkten Sinne. Eine dieser Arten fasse ich näher ins Auge und nenne sie ‚*praktische Begriffe*‘. Praktische Begriffe sind Begriffe, die sich im Verhalten und Handeln manifestie-

ren und die vor allem im Kontext des instrumentellen Umgangs mit der Welt von Belang sind.¹

Im ersten Teil des Textes möchte ich einige fast schon kanonisch zu nennende Annahmen oder Argumente präsentieren, die für den Lingualismus sprechen, während ich mich im zweiten Teil praktischen Begriffen beschäftige. Im dritten Teil diskutiere ich das Verhältnis zwischen praktischen und sprachlichen Begriffen und plädiere für einen differenzierten Umgang mit der lingualistischen Position.

DENKEN, PROPOSITIONEN, BEGRIFFE

Was heißt es eigentlich bezogen auf das Verhältnis von Denken und Sprechen Abhängigkeitsbehauptungen zu vertreten? Die These, dass Denken und Sprechen in einer Relation der Abhängigkeit zueinander stehen, lässt sich auf mindestens drei Weisen verstehen: (1) Die Abhängigkeit des Denkens vom Sprechen kann *epistemischer* Natur sein. Man erkennt nur, ob jemand oder etwas denkt, wenn jemand oder etwas sprachliche Äußerungen tätigt, die interpretiert werden können. (2) Die Abhängigkeit des Denkens vom Sprechen kann *explanatorisch* gefasst werden. Was Denken heißt oder ist, lässt sich nur erklären, wenn man sich auf die Sprache bezieht. Und schließlich (3) kann das Denken vom Sprechen *ontologisch* abhängen. So verstanden kann jemand nur dann denken, wenn er eine Sprache spricht.²

-
- 1 Mit praktischen Begriffen habe ich mich der Sache nach in verschiedenen anderen Arbeiten beschäftigt, jedoch bislang noch zu keiner Formulierung gefunden, die mich zufriedenstellen würde. Vgl. Demmerling (2012), (2013), auch Schröder/Demmerling (2013). Im vorliegenden Aufsatz mache ich von Passagen aus den genannten Texten Gebrauch. Bezogen auf die praktische Rationalität, die sich in Handlungen manifestiert, spricht auch John McDowell (2007: 367) von praktischen Begriffen: „The practical concepts realized in acting are concepts of things to do. Realizing such a concept is doing the thing question, not thinking about it.“ Alva Noë scheint ebenfalls an Begriffe dieser Art zu denken, wenn er über einen „non-judgemental use of concepts“ (Noë 2012: 127) nachdenkt.
 - 2 Bei der Charakterisierung der verschiedenen Dimensionen der Abhängigkeitsbehauptung folge ich Barth (2013: 719f.).

Die stärkste und am meisten kontroverse Behauptung ist ohne Zweifel die einer ontologischen Abhängigkeit. Wenn Denken ontologisch vom Sprechen abhängt, dann liegt es nahe, auch dessen explanatorische und epistemische Abhängigkeit anzunehmen. Epistemische oder vielleicht auch explanatorische Abhängigkeit könnte hingegen auch dann bestehen, wenn keine ontologische Abhängigkeit besteht. Es könnte sein, dass wir die Gedanken von Denkern nur erkennen und erklären können, was es heißt zu denken, sofern wir uns auf die Sprache beziehen, ohne dass die betreffenden Gedanken von der Sprache abhängig sind. Wenn ich im Folgenden von Sprachabhängigkeit spreche, denke ich primär an die ontologische Abhängigkeitsbehauptung.

Die Argumente für eine lingualistische Position versuchen im Allgemeinen zu zeigen, dass Wesen, die nicht über eine Sprache verfügen, keine Gedanken haben können. Dies impliziert, dass sie nicht über Begriffe verfügen, weil Begriffe als die grundsätzlichen und maßgeblichen Bestandteile von Gedanken gelten.³ In der Debatte über die Sprachabhängigkeit des Denkens geht es vorrangig um das Denken im Sinne des ‚Überzeugt-seins davon, dass dies oder jenes der Fall ist‘ oder darum, etwas für wahr oder falsch zu halten. Wer von etwas überzeugt ist oder etwas für wahr hält, hegt – wie es im Jargon der einschlägigen Diskussion heißt – eine propositionale Einstellung. Wer eine propositionale Einstellung hegt, steht in einer Relation zu einer Proposition, hat eine Einstellung zu einer Proposition. Ob diese Einstellung ihrerseits die Form einer Proposition aufweisen muss, ist damit noch nicht gesagt. Deshalb ist, nebenbei gesagt, die Rede von ‚propositionalen Einstellungen‘ missverständlich. Wie auch immer. Propositionen werden in der Regel als strukturierte Entitäten aufgefasst. Mit dem Begriff der Proposition wird der Inhalt eines Gedankens bzw. Aussagesatzes bezeichnet, und das Adjektiv ‚propositional‘ weist darauf hin, dass es sich bei diesen Inhalten um etwas handelt, was strukturiert, aus Teilen, in der Regel aus Begriffen, zusammengesetzt und wahrheitsfähig ist. Propositionen werden im Normalfall mit Hilfe eines mit ‚dass‘ einge-

3 Kontrovers diskutiert wurden und werden die von mir skizzierten Argumente häufig in einer Form, die sie durch Donald Davidson erhalten haben; vgl. zum Beispiel Davidson (2004). Eine gelungene und subtil strukturierte Ausarbeitung der Position Davidsons findet sich bei Barth (2011).

leiteten Nebensatzes ausgedrückt oder zugeschrieben.⁴ Ich skizziere im Folgenden drei Argumente für die Sprachabhängigkeit von Gedanken bzw. Überzeugungen.

Das erste Argument ist ein Argument, welches auf *holistischen Annahmen* basiert. Einen Gedanken bzw. eine Überzeugung kann man nicht isoliert haben. Um einen Gedanken oder eine Überzeugung haben zu können, benötigt man viele andere Überzeugungen wie bereits ein Blick auf einfache Beispiele deutlich macht. Überzeugungen, die sich zum Beispiel auf brennende Lichter oder Füchse beziehen, setzen Annahmen über Gegenstände voraus, über etwas, was sich auf eine bestimmte Weise verhält, was sich in einer bestimmten Weise gebrauchen lässt und vieles andere mehr. Überzeugungen stehen immer in Beziehung zu anderen Überzeugungen und sie sind Bestandteil von Folgerungszusammenhängen. Bereits einen einfachen Satz oder gedanklichen Inhalt wie *Im zweiten Stock brennt Licht* oder *Da ist ein Fuchs* kann man nur verstehen, wenn man versteht, was vorausgesetzt werden muss, damit etwas als ‚brennendes Licht‘ und ‚Fuchs‘ bezeichnet werden kann, und was daraus folgt, dass etwas ein brennendes Licht oder ein Fuchs ist. Letztlich, so wird immer wieder geltend gemacht, ist nicht zu sehen, wie sich der Inhalt einer einzelnen Überzeugung bestimmen lassen soll, ohne eine Vielzahl anderer Überzeugungen vorauszusetzen oder folgern zu können; und es ist nicht zu sehen, wie sich ein komplexes Überzeugungsgefüge, in welchem die einzelnen Überzeugungen durch Folgerungsbeziehungen miteinander verbunden sind, ohne sprachliche Fähigkeiten ausbilden können soll. Einen Gedanken zu denken oder eine Überzeugung zu haben, so der Schluss, der sich aufdrängt, setzt also eine Sprache voraus.

4 Es gibt allerdings Autoren, denen zufolge Propositionen sprachunabhängig sind, auch wenn sie in der Regel mit Hilfe von Sätzen ausgedrückt werden. Die Argumente für die Sprachunabhängigkeit von Propositionen lauten, dass sie im Unterschied zu Sätzen nicht räumlich und zeitlich lokalisierbar sind; dass ihre Existenz nicht davon abhängt, dass sie von jemandem geglaubt oder für wahr gehalten werden, dass sie durch Sätze beliebiger natürlicher Sprachen ausgedrückt werden können, dass sie ihre Wahrheitsbedingungen notwendig haben und dass diese Wahrheitsbedingungen absolut sind. Propositionen sind nicht relativierbar auf Sprecher, Zeiten oder Orte. Vgl. dazu Watzka (2014: 30–32), der an Schiffer (2003) anschließt.

Das zweite Argument für die Sprachabhängigkeit des Denkens lässt sich als *Prädikationsargument* bezeichnen. Zu einem vollständigen Urteil (wie zum Beispiel *Die Pflaume ist reif*) gehören Subjekt und Prädikat. Um ein Urteil fällen zu können, muss man in der Lage dazu sein, singuläre Termini zu verwenden, mit denen man etwas in der Welt in einen Raum geteilter Aufmerksamkeit stellt bzw. sich darauf bezieht (‚Pflaume‘). Außerdem muss man die Prädikation beherrschen, um Gegenständen mit Hilfe von Prädikaten Eigenschaften zuschreiben oder aber absprechen zu können. Im Fall meines Beispiels verwendet man das Prädikat ‚ist reif‘, um der Pflaume die Eigenschaft des Reif-seins zuzusprechen. Wenn man wie in der an Frege anschließenden Tradition davon ausgeht, dass zum Denken und Verstehen Gedanken gehören, dass Gedanken nichts anderes als vollständige Urteile sind und dass vollständige Urteile propositional strukturiert sind, dann müssen Denken und Verstehen sprachlich strukturiert sein. Denn wenn man fragt, wodurch Gedanken ihre propositionale Struktur (im angeführten Sinne) erhalten, dann wird als Antwort häufig angeführt: Sie erhalten sie durch die Sprache.

Als drittes Argument schließlich wird häufig das *Begriffsargument* angeführt. Sprachliche Fähigkeiten im Allgemeinen scheinen eine Voraussetzung dafür zu sein, über Begriffe verfügen zu können. Auf den ersten Blick liegt es nahe, Begriffe als Fähigkeiten anzusehen. Es handelt sich um Fähigkeiten der Klassifikation. Wer über einen Begriff verfügt, kann die Welt in Dinge einteilen, die unter diesen Begriff fallen, und in solche, welche das nicht tun. Dass man eine Unterscheidung treffen kann, ist eine notwendige Bedingung dafür, über einen Begriff zu verfügen. Aber eine Unterscheidung treffen zu können, ist noch keine hinreichende Bedingung dafür, über einen Begriff zu verfügen. Wer über einen Begriff verfügt, muss nicht nur etwas von etwas unterscheiden können, sondern auch die Kriterien kennen, auf deren Grundlage eine Unterscheidung richtig oder falsch getroffen wird. Begriffe unterliegen Korrektheitsbedingungen und Unterscheidungshandlungen müssen immer auch korrigiert werden können. Kausale Reaktionen sind von begrifflichen Klassifikationen zu unterscheiden. Eisen rostet in feuchten Umgebungen, in trockenen hingegen nicht. Die Reaktion des Eisens ist keine begriffliche Klassifikation.

Am einfachsten lässt sich die Unterscheidung zwischen kausalen Reaktionen und begrifflichen Klassifikationen treffen, wenn man – wie die An-

hänger des Lingualismus – davon ausgeht, dass das Verfügen über einen Begriff sprachliche Fähigkeiten voraussetzt. Nur auf der Grundlage solcher Fähigkeiten lässt sich ein Begriff in seine Merkmale zerlegen und zur Kenntnis der Bedeutung eines Prädikates gelangen. Die Bedeutung eines Prädikates zu kennen heißt, das Prädikat richtig verwenden zu können; und ein Prädikat richtig verwenden zu können heißt, den Spielraum der Sätze zu kennen, in denen es vorkommen kann. Den Spielraum der Sätze zu kennen, in denen ein Prädikat vorkommen kann, heißt, die Folgerungsbeziehungen zu überblicken, in welchen die Sätze stehen und in welche sie eintreten können.⁵ Dem skizzierten Bild zufolge sind es Begriffe, die als die maßgeblichen Bausteine von Gedanken anzusehen sind.

Alle der angeführten Argumente hängen miteinander zusammen und beleuchten die Sprachabhängigkeit des Denkens von unterschiedlichen Seiten. Nun sind eine Reihe von Indizien dafür beisammen, die deutlich machen, warum es sinnvoll zu sein scheint, an Grundeinsichten des *linguistic turn* festzuhalten und davon auszugehen, dass Gedanken haben zu können sprachliche Fähigkeiten voraussetzt. Die skizzierten Argumente sprechen allerdings nicht für einen Lingualismus im umfassenden oder uneingeschränkten Sinn. Sie sind ausschließlich auf Gedanken im Sinne des Fürwahrhaltens einer Proposition bezogen. Die Argumente für die Sprachabhängigkeitsbehauptung beziehen sich also nicht unbedingt auf *alle* Einstellungen, die jemand zu einer Proposition haben kann. In der gegenwärtigen Diskussion werden Argumente für die Sprachabhängigkeit von Überzeugungen bzw. Gedanken zwar häufig so verstanden, als würden sie auf alle Arten von propositionalen Einstellungen zutreffen, aber dazu wäre erst einmal zu zeigen, dass alle Einstellungen Gedanken voraussetzen und wie bzw. ob sich die Struktur eines Gedankens innerhalb einer Einstellung zu ihm niederschlagen muss.

Selbst wenn man die Frage, ob sich die Argumente für die Sprachabhängigkeit auf alle propositionalen Einstellungen oder nur auf Überzeugungen beziehen, offen lässt, wird man sagen können, dass sich die betreffenden Argumente nicht auf alle Einstellungen beziehen, die jemand gegenüber beliebigen anderen Objekten (Objekte, die keine Propositionen sind) haben kann; sie betreffen also mitnichten alle Formen des Bezugs zur Welt. Einige Beispiele mögen in diesem Zusammenhang dienlich sein.

5 Die Formulierungen hier folgen teilweise Bieri (1982).

Peter glaubt, dass Jena eine schöne Stadt ist (1) ist ein typisches (im Wortsinn *paradigmatisches*) Beispiel für eine Art des Denkens, welches eine Einstellung zu einer Proposition involviert. Bei den folgenden Beispielen verhält sich dies jedoch anders: *Maria beabsichtigt, zu schlafen* (2), *Peter liebt Maria* (3). Während es sich in (1) bei dem Objekt von Peters Einstellung um eine Proposition handelt, ist das in (2) und (3) nicht der Fall. Marias Einstellung in (2) bezieht sich auf eine Handlung oder einen Handlungstyp, Peters Einstellung in (3) bezieht sich auf ein Objekt. Unabhängig von der Frage, ob Einstellungen vom Typ (2) und (3) Einstellungen vom Typ (1) voraussetzen, lässt sich sagen, dass Einstellungen vom Typ (2) und (3) eine Sprache nicht direkt voraussetzen, jedenfalls nicht deshalb, weil in ihrem Zusammenhang Propositionen involviert wären. Es könnte natürlich trotzdem der Fall sein, dass nur Wesen Einstellungen vom Typ (2) und (3) haben können, die auch Einstellungen vom Typ (1) haben können.

Es ist eine vertrackte Frage, ob und in welchem Sinne Besitzbedingungen für derartige Einstellungen davon abhängen, über eine Sprache zu verfügen, auch wenn in ihrem Zusammenhang nicht direkt auf sprachliche Mittel zurückgegriffen werden muss. Diese Frage will ich im Augenblick nicht vertiefen. Es reicht mir, wenn man bereit ist einzuräumen, dass Handlungs- und Objektbezüge möglich sind, dass es, mit anderen Worten, intentionale Einstellungen gibt, bei denen es sich nicht notwendigerweise um Einstellungen zu einer Proposition handelt und die zumindest keine direkte Inanspruchnahme sprachlicher Mittel voraussetzen.⁶ Die Reichweite der Argumente für den Lingualismus ist also von vornherein als eingeschränkt anzusehen, da sie sich in der Regel lediglich auf Überzeugungen beziehen, also auf Einstellungen gemäß denen eine Proposition für wahr oder falsch gehalten wird.⁷

6 Vgl. zu diesen Überlegungen Watzka (2014: 28f.), dem meine Formulierungen folgen. Barth unterscheidet in diesem Zusammenhang zwischen objektualen und propositionalen Gedanken, wobei er der Auffassung ist, dass erstere von letzteren abhängig sind (vgl. Barth 2011: 77–79).

7 Wer einen weiteren Begriff des Denkens hat, wird geltend machen, dass nicht für alle Formen des Denkens gilt, dass sie eine Einstellung gegenüber einer Proposition involvieren. Auf den ersten Blick liegt es zwar nahe, die Fähigkeit zu denken mit dem Haben von Gedanken zu identifizieren. Dass diese Sicht der Dinge nicht unbedingt zwingend ist, zeigen die Überlegungen von Mal-

Was für hochstufige Formen des Denkens gilt (propositionale Strukturiertheit), muss nicht unbedingt für mit Handlungen, Wahrnehmungen und Gefühlen verbundene Formen des Denkens gelten, sofern diese auch weniger komplex und niedrigstufiger sein können. Ich gehe jedenfalls davon aus, dass es sinnvoll ist, Grade des Denkens anzunehmen, und dass nicht alle Arten von Gedanken Inhalte mit einer propositionalen Struktur aufweisen müssen. Aber wie ist es im Zusammenhang mit niedrigstufigen Formen des Denkens um Begriffe bestellt? Setzen nicht alle Formen des Denkens Begriffe voraus? Man kann versuchen, Arten von Gedanken zu skizzieren, die ohne Begriffe auskommen.⁸ Man kann aber auch fragen, ob es nicht Weisen des Verfügens über einen Begriff gibt, die unabhängig von sprachlichen Fähigkeiten sind. Es ist diese Frage, der ich im nächsten Abschnitt des Textes nachgehe: Gibt es Weisen des Verfügens über einen Begriff, die unabhängig von der Sprache sind?

BEGRIFFE OHNE SPRACHE?

Im Anschluss an Frege und andere Anhänger der Sprachanalyse galt es lange als ausgemacht, dass die Fähigkeit, eine Sprache zu gebrauchen und zu verstehen, als eine notwendige Bedingung dafür angesehen werden muss, Begriffe ausbilden und über sie verfügen zu können. Die enge Verbindung von Begriff und Sprache ist erst wieder in den vergangenen Jahrzehnten durch die zum Teil überaus ausdifferenzierte empirische Forschung zu den kognitiven Fähigkeiten und Leistungen von Lebewesen, die nicht über eine Sprache verfügen, zunehmend fraglich geworden. Allerdings finden sich im Kontext dieser Diskussion gelegentlich recht einfache Vorstellungen davon, was es heißt, über einen Begriff zu verfügen. Mitunter werden bereits elementare Unterscheidungsfähigkeiten zum Anlass genommen, die Zuschreibung eines Begriffs in Erwägung zu ziehen. Dass dies zu wenig ist, wird schnell klar, wenn man sich vergegenwärtigt, dass man dann bereits von einfachen Organismen, ja, auch von leblosen Dingen sagen müsste, dass sie

colm (2005), der für einen Unterschied zwischen ‚denken‘ und ‚Gedanken haben‘ argumentiert. Von Sprachabhängigkeitsbehauptungen ist nur das Haben von Gedanken im Sinne Malcolms betroffen.

8 Vgl. dazu u.a. Glock (2005).

über einen Begriff verfügen, da sie ja unterschiedlich auf sich verändernde Umweltbedingungen reagieren. Ich erinnere an das Eisen. Vom Eisen zu sagen, es verfüge über die Begriffe des Trockenens und Feuchten, zieht eine in allen Belangen revisionäre Metaphysik nach sich und stellt den üblichen Sprachgebrauch auf den Kopf. Gibt es überhaupt ernsthafte Alternativen zum Lingualismus?

Wer über nicht-sprachliche Begriffe nachdenkt bzw. darüber, ob sich Begriffsbesitz einem Lebewesen auch dann berechtigterweise zuschreiben lässt, wenn es nicht über eine Sprache verfügt, der muss sich über Kriterien für Begriffsbesitz Gedanken machen, die unterhalb der Sprachkompetenz, aber oberhalb einfacher Diskriminierungsleistungen anzusiedeln sind. Nur so lässt sich die Grenze zwischen einer lediglich *projektiven* und der *berechtigten* Zuschreibung eines Begriffs ziehen. Ich gehe davon aus, dass im Prinzip nur lebendige Wesen die Fähigkeit besitzen bzw. ausbilden können, über Begriffe zu verfügen. Warum? Lebendige Wesen erfahren ihre Situation als bedeutsam. Ganz gleich, ob sie über eine Sprache verfügen oder nicht. Die Rede von der Bedeutsamkeit akzentuiert, dass Dinge und Sachverhalte für lebendige Wesen zählen, die für sie wichtig sind und ihnen zu- oder abträglich sind, auch wenn sie nicht als solche benannt oder mit sprachlichen Mitteln individuiert werden können. Lebendige Wesen sorgen sich um sich und alle Bewegungen des Lebens (Verhaltensweisen und Handlungen) zielen auf das Gedeihen des Lebens. Auf der Grundlage des Erlebens von Situationen als gestalthaften Qualitäten, aber auch auf der Grundlage des instrumentellen Umgangs mit der Welt präsentiert sich die Welt als ein mehr oder weniger komplexer Bedeutsamkeitszusammenhang.⁹ Im Erleben und Handeln werden Aspekte der Welt nach ihrer Wich-

9 Die Rede von einem Bedeutsamkeitszusammenhang verdankt sich Heidegger. Der Ausdruck ‚Bedeutsamkeit‘ wurde zunächst von Dilthey sowie in der Dilthey-Schule und in der Phänomenologie verwendet. Es gibt aber keinen einheitlichen terminologischen Gebrauch der Ausdrücke ‚Bedeutung‘ und ‚Bedeutsamkeit‘. Tendenziell ist der Begriff der Bedeutsamkeit umfassender als derjenige der Bedeutung und anders als mit dem Bedeutungsbegriff bezieht man sich mit dem Ausdruck ‚Bedeutsamkeit‘ häufig auf vergleichsweise diffuse Phänomene. Näheres dazu findet sich bei Demmerling (2010). Bezogen auf den Begriff des Sinnes und die Beziehungen zwischen nicht-sprachlichem und sprachlichem Verstehen hat jüngst Emil Angehrn eine umfassende Analyse vorgelegt,

tigkeit geordnet, es bilden sich Strukturen heraus, die nicht unbedingt in Einzelteile zerlegt werden müssen, sondern die im Zusammenhang mit dem Verstehen durchaus binnendiffus bleiben können. Im qualitativen Erleben und im gekonnten Umgang mit der Welt muss es nicht notwendigerweise klar voneinander unterschiedene Aspekte geben, auf die man sich mit Hilfe sprachlicher Unterscheidungen beziehen können muss. Die binnendiffuse Bedeutsamkeit des gelebten Lebens gibt jedoch bereits die Richtung vor, in der sich mögliche semantische Bezüge und Symbolisierungen ausbilden können. Die Fähigkeit Unterscheidungen zu machen und Unterscheidungsfehler zu erkennen, ist bereits in ihrem Zusammenhang relevant. Im Fall von Wesen, die über eine Sprache verfügen, ist die binnendiffuse Bedeutsamkeit immer schon in den Rahmen artikulierter Bezüge eingespannt (deshalb spreche ich gelegentlich von einem *apriorischen Perfekt der Artikulation*). Für Wesen, die nicht über eine Sprache verfügen, ist das anders. Für sie bleiben Sachverhalte und Dinge (lediglich) auf eine binnendiffuse Weise bedeutsam, ohne zur Artikulation zu finden. Aber bereits im Rahmen der binnendiffusen Bedeutsamkeit werden Sachverhalte als etwas erfahren, und sei es auch nur als zuträglich oder abträglich. Und genau mit dieser Erfahrung von etwas als etwas kommen Begriffe ins Spiel. Diesem Gedanken ist weiter nachzugehen.

Ziehen wir einige Beispiele in Betracht. Die Tasten eines Flügels sind für den Pianisten bedeutsam, Lenkrad und Gaspedal besitzen Bedeutsamkeit für den Autofahrer. Tasten und Gaspedal haben einen Aufforderungscharakter.¹⁰ Sie sind bedeutsam in dem Sinne, als sie ein Angebot darstellen. Auf Tasten und Gaspedal kann angemessenen reagiert werden, was

die sich in vielen Hinsichten mit meinen Überlegungen berührt; vgl. zum Beispiel Angehrn (2010: 47ff.). Überlegungen zum Zusammenhang von qualitativem Erleben und Bedeutsamkeit lassen sich überdies im Anschluss an die pragmatistische Tradition entwickeln. Zu denken ist vor allem an Deweys Rede von qualitativen Erfahrungen bzw. qualitativem Denken. Eine systematische Ausarbeitung von Deweys Ideen, der ich wichtige Impulse verdanke, und die in eine ähnliche Richtung wie meine Überlegungen zielen, findet sich bei Jung (2009), (2014).

10 Der Rede von einem Aufforderungscharakter, der von etwas in der Welt ausgehen kann, entspricht das wahrnehmungspsychologische Konzept der Affordanz. Geprägt wurde der Begriff von Gibson (1977), (1979).

derjenige macht, der Klavier spielen oder Auto fahren kann.¹¹ Um so etwas zu können, muss man erkennen, was die Tasten oder das Gaspedal anbieten, wozu sie da sind. Auch Gegenstände wie Stühle und Scheren sind Angebote, es handelt sich um Angebote zu sitzen bzw. zu schneiden. Bedeutsam sind die genannten Gegenstände aber nur für denjenigen, der in der Lage dazu ist, den Stuhl als Stuhl und die Schere als Schere anzusehen. Einen Stuhl als Stuhl ansehen zu können, involviert einen Begriff. Nicht unbedingt einen, der in propositionalen Zusammenhängen steht und sprachlich artikuliert ist. Involviert ist ein praktischer Begriff. Wer einen Stuhl zum Sitzen verwendet, der verfügt – so will ich mich ausdrücken – über einen *praktischen* Begriff des Stuhls.

Wenn man den Begriff eines praktischen Begriffs für sinnvoll hält und davon ausgeht, dass man über derartige Begriffe verfügen kann, ohne dass prädikative Strukturen – wie sie in Urteilen eine Rolle spielen – zur Anwendung kommen, dann ist der Weg frei für die Auffassung, dass das Verfügen über einen Begriff nicht in allen Fällen von der Sprache abhängig ist. Und unter dieser Voraussetzung schließlich lässt sich auch die Auffassung verteidigen, dass Wesen über Begriffe verfügen können, die keine Sprache besitzen, zumindest keine, die in Bezug auf ihre Komplexität der menschlichen Sprache vergleichbar ist. Von einem Schimpansen, der mit einem Ast Termiten angelt, wird man dann sagen können, dass er den Ast als Werkzeug wahrnimmt und damit über das verfügt, was ich einen *praktischen Begriff* genannt habe. Der Begriff des praktischen Begriffs ist also anspruchs-

11 Zwischen der Kunst des Klavierspiels und der Fähigkeit, ein Auto steuern oder einparken zu können, bestehen freilich gewichtige Unterschiede. Vgl. zum Beispiel Annas (2011), die zwischen „routine“ und „practical expertise“ unterscheidet. Ein Pianist, der über praktische Expertise verfügt, so macht sie geltend, ahmt nicht einfach nur seinen Lehrer nach (wie der Fahrschüler, der eine Routine auszubilden versucht), sondern greift diejenigen Elemente aus dem Verhalten des Lehrers auf, die für ihn wichtig sind. Außerdem ist er bestrebt, sich ständig zu verbessern und seine Tätigkeit auf sensible Weise zu variieren. Anders als im Fall einfacher Routinen gibt es zudem keinen Zielpunkt, an dem man eine Aktivität wie das Klavierspiel einfach ausführen kann, ohne dass einem an der weiteren Verbesserung gelegen wäre. Für meine Frage sind diese Unterschiede zwischen Routinen und Expertise jedoch erst einmal zu vernachlässigen, was nicht heißt, dass sie nicht im Prinzip von Belang sind.

los genug, um auch Lebewesen das Verfügen über Begriffe zuschreiben zu können, die nicht über eine Sprache verfügen. Gleichzeitig ist er anspruchsvoll genug, klassifizierende Reaktionen auf sich verändernde Umweltbedingungen als eine bereits hinreichende Bedingung für Begriffsbesitz auszuschließen. Warum?

Eine notwendige Bedingung dafür, von etwas sagen zu können, dass es über einen Begriff verfügt, besteht darin, dass der betreffende Organismus zu einer Identifikation und damit zu einem Wiedererkennen des Objekts in der Lage sein muss, für das er über einen Begriff verfügt. Eine weitere notwendige Bedingung dafür, dass ein Lebewesen über einen Begriff verfügt, besteht darin, dass sich dies in seinem Verhalten zeigen muss, und zwar auf eine systematische Weise. Im Anschluss an meine Überlegungen zum Aufforderungscharakter von Dingen lässt sich diese Bedingung wie folgt formulieren: Um über einen praktischen Begriff zu verfügen, muss man in angemessener Form auf Angebote, Aufforderungen oder Affordanzen reagieren können. Die angemessene Reaktion auf eine Affordanz lässt sich als eine Erfüllungsbedingung für die korrekte Anwendung eines praktischen Begriffs ansehen. Diese Fähigkeit kann nur von lebendigen Wesen, für die etwas bedeutsam sein kann, ausgeübt werden.

Schließlich verfügt nichts oder niemand über einen Begriff, sofern ausschließlich ein einziger Begriff zur Anwendung gebracht werden kann. Über einen Begriff zu verfügen, heißt über mehrere Begriffe zu verfügen. Auch dies ist eine notwendige Bedingung dafür, über Begriffe verfügen zu können. Die zuletzt gewählte Formulierung legt einen Holismus des Begrifflichen nahe, entspricht dem oben bereits erwähnten Holismusargument und scheint deshalb einen vergleichsweise anspruchsvollen Begriff des Begriffs vorauszusetzen. Das ist jedoch nicht notwendigerweise der Fall. Man kann das Netz von Begriffen, die erforderlich sind, um über einen Begriff zu verfügen, klein halten. Man könnte zwischen einem schlanken Holismus und einem Holismus, der ein üppigeres Format aufweist, unterscheiden.¹²

12 Mit etwas anderen Akzentsetzungen verfolgt Hans-Johann Glock in seinen Arbeiten eine ähnliche Strategie. Er schreibt: „Wir können Tieren Gedanken und vielleicht sogar Begriffe zuschreiben. Doch beschränken sich diese auf einfache Fälle. Denn nur einfache Gedanken manifestieren sich in nicht-verbalem Verhalten eindeutig“ (Glock 2005: 163). An anderer Stelle macht er darauf aufmerksam, „dass das Netz zu dem eine Überzeugung gehört, sich [nicht] so weit

Im Kontext eines üppigen Holismus ist die gesamte Welt der Sprache relevant, was für einen schlanken Holismus nicht gilt. Im Einzelnen wäre freilich viel zu dieser Unterscheidung zu sagen. Mir geht es im Augenblick nur darum: Die angeführten Bedingungen stellen sicher, dass der skizzierte Begriff des Begriffs anspruchsvoll genug ist, um nicht bereits Maschinen oder einfachsten Organismen Begriffe zuzubilligen bzw. kausale Reaktionen auf die Veränderung von Umweltbedingungen als Verfügen über einen Begriff zu beschreiben.

Um Begriffe im skizzierten Sinne von Begriffen als Bestandteilen von Propositionen zu unterscheiden, kann man sich einer Terminologie bedienen, die bereits Leibniz in seinen *Betrachtungen über die Erkenntnis, die Wahrheit und die Ideen* (1684) verwendet hat. Leibniz unterscheidet zwischen verschiedenen Weisen, auf die jemand eine Erkenntnis bzw. einen Begriff von etwas haben kann. Begriffe können klar, dunkel, deutlich, verworren, symbolisch, intuitiv, adäquat und inadäquat sein.¹³ Für unseren Zusammenhang ist lediglich die Unterscheidung zwischen klar, deutlich und verworren von Interesse. Einen klaren Begriff, eine klare Erkenntnis hat man nach Leibniz dann, wenn man in der Lage dazu ist, eine Sache wiederzuerkennen. Ein klarer Begriff kann deutlich oder verworren sein. Verwor-

erstrecken muss wie dasjenige der anspruchsvollen Gedanken von Menschen. Es gibt größere und kleinere Netze“ (ebd.: 185).

- 13 Vgl. dazu Leibniz: „Klar ist eine Erkenntnis also, wenn ich sie so habe, dass ich aus ihr die vorgestellte Sache wiedererkennen kann. Und diese wiederum ist entweder verworren oder deutlich. Verworren, wenn ich nicht genug Merkmale getrennt aufzählen kann, eine Sache von anderen zu unterscheiden, obwohl jene Sache tatsächlich so viele Merkmale und Elemente hat, in die ihr Begriff zerlegt werden könnte.“ Ferner heißt es: „Dagegen ist ein deutlicher Begriff der, den die Goldschneider vom Gold haben, nämlich durch Merkmale und Prüfungen, die genügen, um eine Sache von allen anderen ähnlichen Körpern zu unterscheiden. Wir pflegen solche Begriffe dann zu haben, wenn sie allen Sinnen gemeinsam sind.“ (Leibniz 1992: 29) In der zitierten Übersetzung ist freilich von „Begriffen“ und von „Erkenntnissen“ die Rede. Ohne mich auf eine Diskussion über ein angemessenes Verständnis der Terminologie von Leibniz einlassen zu müssen, ist es für meine Zwecke ausreichend, dass sich die Unterscheidung von klar, deutlich, hell und dunkel auf Begriffe zumindest anwenden lässt, auch wenn sie sich nicht exklusiv auf Begriffe bezieht.

ren ist ein Begriff, wenn man nicht dazu in der Lage ist, seine Merkmale anzugeben; deutlich ist ein Begriff, wenn man ihn definitorisch in seine Merkmale zerlegen kann. Mit Hilfe der Terminologie von Leibniz kann man formulieren: Viele nicht-sprachliche Lebewesen verfügen über verworrene Begriffe, während deutliche Begriffe sprachliche Fähigkeiten voraussetzen.

Man könnte nun dafür argumentieren, den Begriff des Begriffs nicht zu sehr zu strapazieren und ihn dort nicht zu verwenden, wo keine prädikativen Strukturen im Spiel sind, da sich dieser Begriff des Begriffs zu sehr von tradierten Verwendungsweisen des Ausdrucks ‚Begriff‘ unterscheidet. Wer von tradierten Verwendungsweisen spricht, denkt häufig an die Kant-Frege-Davidson-Brandom-Tradition, in der mit einem anspruchsvollen Begriff des Begriffs operiert wird. Dieser Tradition zufolge verfügt man nicht bereits dann über einen Begriff, wenn man etwas unterscheiden, erkennen oder wiedererkennen kann, sondern man muss Gegenstände oder Sachverhalte klassifizieren können, richtige und falsche Begriffsanwendungen unterscheiden können und in der Lage dazu sein, Folgerungsbeziehungen zwischen den Begriffen, über die man verfügt, herzustellen und einzusehen sowie nachvollziehen zu können. Dieser Sicht der Dinge zufolge verfügt man erst dann über den Begriff des Baums, wenn man in der Lage dazu ist, Bäume von anderen Dingen zu unterscheiden, und aus dem Umstand, dass etwas ein Baum ist, bestimmte Schlüsse ziehen zu können. Begriffe, so heißt es im Rahmen der fraglichen Tradition häufig, sind normativ und sie setzen eine Sphäre der Intersubjektivität voraus, im Rahmen derer die Korrektheitsbedingungen für die Anwendung von Begriffen etabliert werden. Eine Frage lautet, ob dies nichts alles auch für praktische Begriffe gilt.

Ein Argument dafür, begriffliche Fähigkeiten sprechenden Wesen vorzubehalten, bezieht sich darauf, dass Begriffe an Sprache gebunden sind, da nur die Sprache den Zugriff auf einen Begriff erlaubt. Man verwendet dann ein starkes Kriterium für die Zuschreibung von Begrifflichkeit, derart, dass man sagt, jemand hat einen Begriff, wenn er ihn in seine Merkmale zerlegen und gedanklich auf ihn zugreifen kann. Gedanklich zugreifen kann man aber nur, wenn man ein sprachliches Artikulationsvermögen besitzt. Der Vorteil dieser Strategie liegt auf der Hand. Man verwendet einen klaren und deutlich eingegrenzten Begriff des Begriffs. Die Strategie scheint jedoch vorauszusetzen, was zu beweisen ist. Und was spricht eigentlich dagegen, verschiedene Formen des Verfügens über einen Begriff voneinander zu un-

terscheiden? Es ist nicht in allen Kontexten sinnvoll, ausschließlich mit einem anspruchsvollen Begriff des Begriffs zu operieren, und es ist auch nicht sinnvoll, nicht-sprachlichen Wesen Begriffe gänzlich vorzuenthalten.¹⁴ Wenn es bezogen auf sprachliche Wesen sinnvoll ist, von praktischen Begriffen zu sprechen, warum sollte man dies im Fall von Wesen, die nicht über eine Sprache verfügen, nicht auch tun? Wenn sich auf der Grundlage des Verhaltens deutlich Hinweise darauf ergeben, dass ein Lebewesen über einen praktischen Begriff verfügt, gibt es keinen Grund, dem betreffenden Lebewesen keine Begriffe zuzuschreiben. Viel ertragreicher als von vornherein lediglich mit einem engen Begriff des Begriffs zu operieren, ist es, mit einem weiten Begriff des Begriffs zu operieren, der dann – je nach theoretischem Kontext – jeweils anders spezifiziert werden kann. Hält man es für sinnvoll, nicht-sprachlichen Lebewesen Begriffe zuzuschreiben, lassen sich eine ganze Reihe von philosophischen Problemen lösen, mit denen man sich andernfalls herumschlagen muss, man denke etwa an die Frage nach dem epistemischen Status von Wahrnehmungen. Bevor ich nun über das Verhältnis von praktischen und sprachlichen Begriffen nachdenke, will ich darauf hinweisen, dass es auch andere Diskussionen über spezielle Arten von Begriffen gibt, die zwar nicht außerhalb der Sprache, aber doch am Rande der Sprache anzusiedeln sind. Ich denke an die Diskussion über demonstrative und phänomenale Begriffe, also über Begriffe, die von der wahrnehmbaren Präsenz eines Gegenstands oder Sachverhalts abhängen. Praktische Begriffe, so könnte man sagen, hängen ebenfalls von der Präsenz von Gegenständen oder Sachverhalten ab, und zwar in der Weise, dass Gegenstände und Sachverhalte als zu- oder abträglich erfahren werden und mit ihnen umgegangen werden muss bzw. kann.

14 Man könnte Grade des Begrifflichen voneinander unterscheiden, ähnlich wie sich Grade des Denkens oder Grade des Verstehens voneinander unterscheiden lassen. Vgl. zum Beispiel Bermúdez, der zwischen verschiedenen Graden von Rationalität unterscheidet, die in einem Spektrum zwischen Reiz-Reaktions-Verbindungen und hochstufigen kognitiven Fähigkeiten anzusiedeln sind. Bermúdez macht sich in diesem Zusammenhang ebenfalls den Begriff der Affordanz zunutze: „The comparison of affordances does not require a process of decision-making. Nonetheless it is assessable according to criteria of rationality.“ (Bermúdez 2007: 121) Zu Graden des Verstehens vgl. Detel (2014: 77ff.).

SPRACHE UND BEGRIFF

Praktische Begriffe und sprachliche Begriffe, die in Urteilen vorkommen und als Prädikate verwendet werden, sind voneinander zu unterscheiden. Sprachliche Begriffe unterliegen einer Allgemeinheitsbedingung.¹⁵ Sie müssen freistehend miteinander kombiniert werden können. Begriffsverwender müssen (dies impliziert die Allgemeinheitsbedingung) ein- und denselben Begriff auf unterschiedliche Objekte und verschiedene Begriffe auf dasselbe Objekt anwenden können. Die Idee, die mit dieser Bedingung verbunden ist, besteht darin, dass Begriffe die Grundbausteine von Gedanken sind und einzelne Begriffe auf verschiedene Weisen zu unterschiedlichen Gedanken zusammengesetzt werden können. Begriffe freistehend miteinander kombinieren zu können, setzt voraus, sie von einzelnen Wahrnehmungssituationen, von Verhaltensweisen und Handlungen, den angemessenen Reaktionen auf Angebote – wie ich oben gesagt habe – losgelöst anwenden zu können. Entscheidend ist jedoch, dass mit freistehenden Kombinationen an praktische Begriffe angeschlossen werden kann. In diesem Sinne gehört das praktische Verweisen in das Reich des Begrifflichen und daher ist es gerechtfertigt, in diesem Zusammenhang von Begriffen zu sprechen.

15 Die Allgemeinheitsbedingung für Begriffe wird häufig im Anschluss an Evans (1982: 100ff.) diskutiert. Die Bedingung läuft im Kern darauf hinaus, dass niemand Gedanken wie *Diese Erdbeere duftet süß* haben kann, der außerstande ist, mit Bezug auf die Erdbeere auch andere Gedanken zu haben. Von einem Gegenstand, von dem etwas ausgesagt wird, muss immer auch etwas anderes ausgesagt werden können. Und Prädikate müssen auch auf andere Gegenstände angewendet werden können. Die Ablösung der Perspektiven von der konkreten Situationswahrnehmung mit ihrer akuten Bedürfnisbefangenheit stellt die Grundlage für die freie Kombinierbarkeit von Aspekten und Eigenschaften dar. Tomasello (2014: 223) spricht in diesem Zusammenhang von „referentieller Promiskuität“. Mit Verweis auf die Allgemeinheitsbedingung hält Tomasello fest, dass „jedes potentielle Subjekt eines Gedankens (oder Satzes) mit mehreren Prädikaten kombiniert werden [kann], und jedes potentielle Prädikat kann mit mehreren Subjekten verknüpft werden“ (Tomasello 2014: 50). Erst dieser Freiraum von grammatischen ‚Subjekten‘ und ‚Prädikaten‘ führt die referentielle Promiskuität mit sich.

Wenn Begriffe nicht notwendig eine Sprache voraussetzen, liegt es nahe, das Verhältnis zwischen nichtbegrifflichen, kausal gesteuerten Interaktionen mit der Umwelt, begrifflichen Identifizierungen von Objekten und prädikativ-sprachlichen Strukturen und auch die diesen entsprechenden Formen des kognitiven Umgangs mit der Welt im Sinne eines Schichten- oder Stufenmodells (*layer cake model*) aufzufassen.¹⁶ Das ist jedoch eine falsche Vorstellung. Gemäß dem fraglichen Modell, welches häufig in einer Zwei-Stufen-Variante formuliert wird, sich aber auch in einer Drei-Stufen-Version formulieren lässt, bilden sich auf einer ersten Stufe in einem kausalen Kontakt mit der Welt Strukturen heraus, die es einem Organismus erlauben, sich in der Welt zu orientieren und auf sinnvolle Weise mit seiner Umgebung zu interagieren, ohne dass Begriffe involviert sind. Die unterste Schicht gilt als der nicht-begriffliche Keller des Lebens, den Wesen, die über eine Sprache verfügen, gemeinsam mit anderen Lebewesen benutzen. Auf dieser Grundlage soll sich dann eine zweite Schicht aufbauen, im Rahmen derer begriffliche Fähigkeiten ins Spiel kommen. Objekte werden erkannt und wiedererkannt, es wird angemessen auf Angebote reagiert, oh-

16 Das Verhältnis zwischen sprachlichen und nicht-sprachlichen Weisen des Weltbezugs lässt sich zum Beispiel im Anschluss an eine Debatte über Heideggers Zeuganalyse erläutern. In *Sein und Zeit* hat Heidegger auf eindringliche Weise folgende Auffassung entwickelt: Bereits durch unseren praktischen Umgang mit Dingen in der Welt (Heidegger spricht von „Zeug“ und „Zuhandenem“) werden bedeutsame Strukturen geschaffen und Verweisungszusammenhänge aufgespannt, auf Grundlage derer wir zu einem Verständnis der Welt gelangen. Verschiedene Heidegger-Interpreten wie zum Beispiel Dreyfus (1991), (2005) oder Haugeland (1982), (2013) verstehen den Ansatz von Heidegger im Sinne des Schichten- oder Stufenmodells. Dieser Interpretation zufolge wird auf einer ersten Stufe die Welt des Zuhandenen auf eine praktische Weise konstituiert, ohne dass komplexe sprachliche Strukturen involviert sind. Erst auf dieser Grundlage soll sich dann eine zweite Schicht aufbauen, im Rahmen derer die Sprache ins Spiel kommt. Die Konstitutionsleistungen auf der ersten Stufe können im Prinzip von sprachlichen und nicht-sprachlichen Wesen erbracht werden, während die zweite Stufe sprachlichen Wesen vorbehalten sei. Andere Interpreten wie Brandom (2002) hingegen machen geltend, dass Heidegger kein Schichtenmodell der Konstitution oder des Verstehens von Welt vor Augen hat, sondern seine Überlegungen von vornherein auf sprachliche Wesen zugeschnitten sind.

ne dass *sprachliche* Strukturen im Spiel sind. Das ist – um im Stockwerksbild zu bleiben – das Erdgeschoß mit seinen Werkstätten, Wirtschafts- und Lagerräumen. Auf einer dritten Stufe schließlich können aufgrund sprachlicher Mittel Begriffe in Merkmale zerlegt und komplexe Sachverhalte artikuliert werden. Hier soll es sich dann um die *Beletage* oder das *piano nobile* des Lebens handeln, welches im Umgang mit Begriffen im anspruchsvollen Sinne, also im Umgang mit Sprache, geübt ist. Ein solches Stockwerksmodell der menschlichen Kognition ist weit verbreitet.

Das Verhältnis zwischen diesen Stockwerken oder Schichten wird dann in der Regel so expliziert, dass die jeweils nächste Schicht als ein Addendum zur vorhergehenden Schicht angesehen wird. Begriffliche Fähigkeiten treten zu kausal gesteuerten Mechanismen hinzu und sprachliche Fähigkeiten ergänzen die Fähigkeit zur Ausbildung praktischer Begriffe. Innerhalb der ersten beiden Schichten, diesen Gedanken scheint das skizzierte Bild zu implizieren, bewegen sich nichtsprachliche und sprachliche Wesen auf demselben Niveau und die Unterschiede werden erst relevant, sobald die dritte Schicht hinzutritt.

Das Schichtenmodell ist in systematischer Hinsicht verfehlt, da es der Rolle der Sprache in nur unzureichender Weise Rechnung trägt. Ein umfassender Lingualismus, der das Verfügen über eine Sprache zu einer notwendigen Bedingung für das Verfügen über einen Begriff macht, ist zwar in dem Sinne falsch, als es Begriffe gibt, über welche auch ohne Sprache verfügt werden kann. Aber hinter dem Lingualismus steckt gleichwohl eine richtige Einsicht, nämlich die, dass sich mit der Sprache alles ändert. Mit der Sprache tritt nicht einfach eine dritte Schicht hinzu, die auf die ersten beiden Schichten aufgesetzt wird und die dort einschlägigen Mechanismen, Fähigkeiten und Fertigkeiten unberührt lässt bzw. diese lediglich ergänzt. Mit dem Erwerb einer Sprache wird das Selbst- und Weltverhältnis auf eine Weise modifiziert, die komplett auf die unteren Schichten durchschlägt. In diesem Sinne sollte man die Vorstellung von Schichten aufgeben. Mit der Sprache kommt es zu einer flächendeckenden Transformation der Vollzüge und Fähigkeiten, die innerhalb der ersten und zweiten Schicht eine Rolle spielen. Auch wenn man also für eine Art des Verfügens über Begriffe eintritt, welches keine Sprache voraussetzt, oder zumindest dafür eintritt, dass das Verfügen über diese Begriffe nicht davon abhängt, dass es sprachlich artikulierbar ist, lässt sich die Auffassung verteidigen, dass diese Fähigkeit von Wesen, die aufs Ganze gesehen die Fähigkeit zur Artikulation von

Propositionen haben, anders ausgeübt wird. Sie können mit freistehenden Kombinationen an praktische Begriffe anschließen und tun dies auch immer schon.

Betrachten wir zum Abschluss zwei einfache Beispiele. Das Graben eines Lochs, das vollzogen wird, um etwas zu vergraben, ist kein sprachliches Phänomen. Obwohl das Graben eines Lochs kein sprachliches Phänomen ist, obwohl es auch für Wesen möglich ist, die nicht über eine Sprache verfügen, wird es von Wesen, die über eine Sprache verfügen, als etwas erfahren, was immer schon in sprachliche Umgebungen eingebettet ist. Ich nenne dies das *apriorische Perfekt der Artikulation*. Wesen, die über eine Sprache verfügen, graben nicht einfach ein Loch. Die Handlung zieht Fragen auf sich, geht vielleicht mit Sorgen einher, kann Gegenstand von Gesprächen werden und taucht im Kontext vielfältiger propositionaler Einstellungen auf. Man wünscht sich, dass die Erde weich genug ist, hofft, dass das Loch seinen Zweck erfüllt und anderes mehr. Im Sinne des apriorischen Perfekts der Artikulation kann man sagen, dass es für Wesen, die über eine Sprache verfügen, kein Reich jenseits der Sprache gibt, was aber nicht heißt, dass alle Phänomene im Leben sprachfähiger Wesen sprachliche Phänomene sind.

Ein weiteres Beispiel: Angstgefühle sind kein sprachliches Phänomen. Die Voraussetzungen dafür, Angst empfinden zu können, liegen in der Organisationsform eines Organismus. Wenn wir uns ein sprachloses Wesen vorstellen, das auf biologischer Ebene sehr eng mit uns verwandt ist, dessen Organismus dem unsrigen vergleichbar ist, gibt es keinen Grund zu der Annahme, dass sich beispielsweise die Angst dieses Wesens in qualitativer Hinsicht von der Angst unterscheidet, die wir verspüren. Auch wenn Angst kein begriffliches oder sprachliches Phänomen ist, wird sie allerdings von Wesen, die über eine Sprache verfügen, als etwas erfahren, was immer schon in sprachliche Umgebungen eingebettet ist. Wesen, die über eine Sprache verfügen, verspüren nicht einfach Angst. Die Angst wird identifiziert und klassifiziert, beobachtet, verglichen, zieht Fragen auf sich, geht mit Sorgen einher, wird Gegenstand von Gesprächen und taucht im Kontext vielfältiger propositionaler Einstellungen auf. Man wünscht sich, dass die Angst aufhört, hofft, dass man einer Bedrohung entrinnt oder eine schwierige Situation meistert. Obwohl die Angst kein sprachliches Phänomen ist, steht sie – wie meine Rede von einem apriorischen Perfekt geltend macht – in einem Zusammenhang mit artikulierten Bezügen.

Mit Hilfe begrifflicher Fähigkeiten wird die Welt erschlossen. Sprachliche Begriffe können als Ausdruck eines expliziten, artikulierten Verständnisses der Welt gelten. Jedoch sind dem expliziten Ausdruck des Verständnisses der Welt implizite und unartikulierte Akte des Verstehens vorgeordnet, die sich im Handeln und Verhalten als Fähigkeiten der Verwendung praktischer Begriffe manifestieren. Es mag sein, dass der Lingualismus auf diese Weise nicht ganz verabschiedet wird. Aber mit einer vernünftigen Korrektur dieser Position ist etwas gewonnen.

LITERATUR

- Angern, E. (2010): *Sinn und Nicht-Sinn*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Annas, J. (2011): Practical Expertise, in: Bengson, J., Moffett, M.A. (Ed.), *Knowing How. Essays on Knowledge, Mind, Action*. Oxford, 101–112.
- Barth, Ch. (2011): *Objectivity and the Language-Dependence of Thought*. New York, London: Routledge.
- Barth, Ch. (2013): Die Sprachabhängigkeit des Denkens, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*. 61, 717–738.
- Bermúdez, J.L. (2007): *Thinking without Words*. Oxford: Oxford University Press.
- Bieri, P. (1982): Nominalismus und innere Erfahrung, in: *Zeitschrift für philosophische Forschung*. 36, 3–24.
- Brandom, R. (2002): Dasein, the Being That Thematises, in: Brandom, R., *Tales of the mighty dead. Historical Essays in the Metaphysics of Intentionality*. Cambridge: Harvard University Press, 324–347.
- Davidson, D. (2004): Vernünftige Tiere, in: der., *Subjektiv, intersubjektiv, objektiv*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 167–185.
- Demmerling, Ch. (2010): Bedeutung und Sinn, in: Bermes, Ch., Dierse, U. (Hg.), *Schlüsselbegriffe der Philosophie des 20. Jahrhunderts*. Hamburg: Meiner, 43–57.
- Demmerling, Ch. (2012): Der sprachliche Raum des menschlichen Lebens. Ein Kommentar zur Begrifflichkeitsthese, in: Angehrn, E., Küchenhoff, J. (Hg.), *Macht und Ohnmacht der Sprache. Philosophische und psychoanalytische Perspektiven*. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft, 13–35.

- Demmerling, Ch. (2013): Sprache, Gründe, Handeln. Sprachphilosophie in anthropologischer Perspektive, in: Rödl, S., Tegtmeier, H. (Hg.), *Sinn-kritisches Philosophieren*. Berlin, Boston, 251–273.
- Detel, W. (2014): *Kognition, Parsen und rationale Erklärung. Elemente einer allgemeinen Hermeneutik*. Frankfurt am Main: Klostermann.
- Dreyfus, H.L. (1991): *Being in the World: A Commentary on Heidegger's 'Being and Time'*. Cambridge: The MIT Press.
- Dreyfus, H.L. (2005): Overcoming the Myth of the Mental. How Philosophers can profit from the Phenomenology of Everyday Expertise, in: *Proceedings and Addresses of the American Philosophical Association*. 79 (2), 47–65.
- Evans, G. (1982): *The Varieties of Reference*. New York: Oxford University Press.
- Gibson, J.G. (1977): The Theory of Affordances, in: Shaw, R., Bransford, J. (Ed.), *Perceiving, Acting and Knowing*. Hillsdale.
- Gibson, J.G. (1979): *The Ecological Approach to Visual Perception*. Boston: Houghton Mifflin.
- Glock, H.-J. (2005): Begriffliche Probleme und das Problem des Begrifflichen, in: Perler, D., Wild, M. (Hg.), *Der Geist der Tiere. Philosophische Texte zu einer aktuellen Diskussion*. Frankfurt am Main, 153–187.
- Haugeland, J. (1982): Heidegger on Being a Person, in: *Nous*. 16, 15–26.
- Haugeland, J. (2013): *Dasein Disclosed. John Haugeland's Heidegger*. Cambridge: Mass.
- Jung, M. (2009): *Der bewusste Ausdruck. Anthropologie der Artikulation*. Berlin, New York: de Gruyter.
- Jung, M. (2014): *Gewöhnliche Erfahrung*. Tübingen: Mohr Siebeck.
- Leibniz, G.W. (1992): Betrachtungen über die Erkenntnis, die Wahrheit und die Ideen, in: ders., *Philosophische Schriften und Briefe 1683-1687*. Hg. von U. Goldenbaum. Berlin: Akademie-Verlag.
- Malcolm, N. (2005): Gedankenlose Tiere, in: Perler, D., Wild, M. (Hg.), *Der Geist der Tiere. Philosophische Texte zu einer aktuellen Diskussion*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 77–94.
- McDowell, J. (2007): Response to Dreyfus, in: *Inquiry*. 50 (4), 366–370.
- Noë, A. (2012): *Varieties of Presence*. Cambridge: Mass.
- Schiffer, S. (2003): *The Things We Mean*. Oxford: Clarendon Press.
- Schröder, D., Demmerling, Ch. (2013): Fähigkeiten und Begriffe, in: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*. 5–6, 753–776.

- Tomasello, M. (2014): *Eine Naturgeschichte des menschlichen Denkens*.
Berlin: Suhrkamp.
- Watzka, H. (2014): *Sprachphilosophie*. Stuttgart: Kohlhammer.